



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Dichterphilosoph des deutschen Volkes

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

glauben wir in ihren Zügen denselben Ausdruck zu finden. Vielleicht ist es erlaubt, diese bescheidne Betrachtung mit den Worten aus einem Liede der Südsee zu schließen:

Kommt, laßt uns Blumen pflücken von der Toten Gruft,
Wo Krieger schlummern, haucht ihr schönster Duft.

Kurt Bruchmann



Der Dichterphilosoph des deutschen Volkes



Unsre neue poetische Nationalliteratur ist von Anbeginn kritisch und philosophisch gerichtet — schreibt Runo Fischer. Wenn wir in diesen Tagen, wo dem am meisten philosophischen unter den deutschen Dichtern gehuldigt wird, über das Philosophische in seinem Wesen und Wirken einige Betrachtungen anstellen, so sollen diese nicht etwa eine Darstellung seiner Philosophie sein. Eine solche wäre im Umfange eines Grenzbotenartikels nicht möglich, und seitdem wir die von Runo Fischer haben, ist auch keine andre mehr nötig. Wir wollen nur daran erinnern, daß Schillers philosophische Abhandlungen zu den Schriften gehören, die niemals veralten können, durch keine spätere Forschung überflüssig gemacht werden, und daß ihr Studium gerade in der heutigen Zeit ein dringendes Bedürfnis ist — als ein Heilmittel für mehrerlei Seelenleiden. Zwar hat er seine Philosophie auch in seinen Gedichten und Dramen, und in diesen weit wirkungsvoller, verkündigt, aber das volle Verständnis dieser poetischen Predigt geht doch nur dem auf, der ihre wissenschaftliche Begründung in den Prosaschriften kennt.

Daß Schiller, nach Runo Fischer, in der Ästhetik nicht bloß als der erste Lehrer der kantischen Philosophie, sondern auch als ihr erster Fortbildner erscheint, ist nicht so zu verstehn, als ob er bloß ein Jünger Kants wäre und ohne diesen nichts gewesen sein würde. Schiller gehörte zu den von Gott berufenen Propheten, die von Anfang an wissen, was sie zu verkündigen haben. Nicht von andern hat er seine Weisheit empfangen; diese andern haben ihm nur geholfen, sie zu entfalten. Garve, die Schotten Ferguson und Adam Smith haben ihn angeregt, Kant hat seine Anschauungen geklärt, aber diese waren seine Originalschöpfungen oder Eingebungen. Nicht die Probleme beschäftigten ihn, mit deren Lösung unsre heutigen Naturphilosophen den Weltmechanismus aufzudecken und dem Schöpfer sein Geheimnis abzuringen, wo nicht ins Handwerk zu pfuschen vermeinen. Schiller verspottet die Metaphysiker in witzigen Epigrammen und schreibt in seinem reifsten philosophischen Werke, das Geheimnis der Verbindung von Geist und Körper könne weder der Physiker noch der Metaphysiker erklären. „Das Selbstbewußtsein ist da, und zugleich mit dessen unveränderlicher Einheit ist das Gesetz der Einheit für alles, was für den Menschen ist, und für alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentziehbar, unverfälschbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit

sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit und das Notwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtsein, völlig ohne Zutun des Subjekts, und beider Ursprung liegt eben sowohl jenseits unsers Willens, als er jenseits unsers Erkenntniskreises liegt." Zu ergründen und in Prosa und in Versen darzustellen, was für den Menschen ist, und was durch ihn werden soll, darum allein ist es ihm zu tun, und seine historischen, seine philosophischen und seine poetischen Werke sind immer nur verschiedene Darstellungsweisen des Einen, was ihn bewegt. Wilhelm von Humboldt schreibt ihm einmal: „Wo ich sonst etwas Ähnliches kenne, da ist es der Dichter, der philosophiert, oder der Philosoph, der dichtet. In Ihnen ist es schlechterdings Eins, darum ist aber freilich Ihre Poesie und Ihre Philosophie etwas Andres, als was man gewöhnlich antrifft. Man könnte sagen, daß in beiden mehr und eine höhere Wahrheit sei, als wofür man gewöhnlich Sinn hat: in der Poesie mehr Denknöthwendigkeit, in der Philosophie mehr natürliches Leben.“

Gleich in der ersten Abhandlung des einundzwanzigjährigen Regimentschirurgen, die sein Herzog des Druckes würdig findet, wird das Thema angestimmt, das erst die letzten Abhandlungen durchführen: wie Leib und Seele in ihrer Wechselwirkung das Menschenwesen vollenden, wie ohne die vom Leibe empfangnen Anstöße die Seele weder erwachen noch sich entfalten könnte, wie ihr auch die Schmerzen und Gebrechen des Leibes unentbehrlich sind, wie zum Beispiel ohne Seuchen keine medizinische Wissenschaft entstanden sein würde, wie sich Gesundheit und Krankheit des Leibes auf die Seele und die der Seele auf den Leib übertragen, wie aber die Vollendung der Seele der Endzweck des ganzen Prozesses ist. Es scheint ihm, die göttliche Weisheit habe „bei Gründung unsrer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß ungeachtet der steten Kompensationen doch die Konsumtion immer das Übergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben, wie aus seinem Keime, sich entwickle. Die Materie zerfällt wieder in ihre letzten Elemente, die nun in andern Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, andern Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in andern Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommner hätte verlassen können; aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verstehn, aber vielleicht verstehn wir es in einigen Jahren besser.“ Dem bekannten Unfug, der heute mit der Biologie getrieben wird, hat er für alle Vernünftigen mit folgenden Bemerkungen genügend vorgebaut. „Das Tier lebt das tierische Leben, um angenehm zu empfinden. Es empfindet angenehm, um das tierische Leben zu erhalten. Also es lebt jetzt, um morgen wieder zu leben. Es ist jetzt glücklich, um morgen glücklich zu sein. Aber ein einfaches, ein unsicheres Glück, das dem blinden Zufall preisgegeben ist, weil es nur allein in der Empfindung beruht. Der Mensch lebt auch das tierische Leben, empfindet seine Vergnügungen und leidet seine Schmerzen. Aber wozu? Er empfindet und leidet, daß er

sein tierisches Leben erhalte. Er erhält sein tierisches Leben, um ein geistiges länger leben zu können. Hier ist also das Mittel verschieden vom Zweck, dort fielen Mittel und Zweck in eins zusammen. Das ist eine von den Grenzscheiden zwischen Mensch und Tier. . . . Das Kind ist noch ganz Tier, oder besser: mehr oder auch weniger als Tier; menschliches Tier. Denn das Wesen, das einmal Mensch heißen soll, darf niemals nur Tier gewesen sein."

Zwischen diesem frühen Programm und seiner spätern Ausführung liegt das, was Schiller unter dem Namen Julius seine Theosophie nennt. Das Universum ein göttliches Kunstwerk, das wir räumlich betrachtet die Welt, im Zeitverlauf angesehen die Weltgeschichte nennen. Daß wir uns in diesem Augenblick hier zusammenfanden, sagt er in seiner akademischen Antrittsrede, „uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vorurteilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammenfanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangnen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nötig sein, dieses einzige Moment zu erklären.“ Die Schöpferin dieses lebendigen Kunstwerks aber, die in ihm lebt, es beseelt und beseligt, ist die Liebe.

Geisterreich und Körperweltgewühle
Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele;
Sphären lehrt es, Sklaven eines Zaumes,
Um das Herz des großen Weltenraumes
Labyrinthbahnen ziehn —
Geister in umarmenden Systemen
Nach der großen Geister Sonne strömen
Wie zum Meere Bäche fliehn.

Stünd im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt ich sie.

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Reich des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit.

„Nur das reiche Gemüt liebt, nur das arme begehrt,“ heißt es noch in einem seiner spätesten Epigramme. Seine Jugendgedichte aber und seine Jugenddramen sind ganz voll von dieser Liebestrunkenheit und Liebesglut; als allgemeine Menschenliebe nimmt sie Gestalt an in seinem Posa, als beseligende Freude verschmilzt sie mit der größten Tonschöpfung aller Zeiten zum Triumphgesang der über Tod, Leid und Schuldbewußtsein siegenden Menschheit. Wer nicht dem Pessimismus verfallen will, der wird niemals eine andre Metaphysik finden als diese theosophische.

Schillers Psychologie und Ästhetik zeigen dann, wie sich der göttliche Liebeswille in der Menschenwelt stufenweise verwirklicht, wie diese durch das Schöne zum Wahren und Guten erzogen wird, damit sie zuletzt im vollen Besitz des Schönen die Seligkeit genieße. Jeder der beiden in diesem Satz zusammen-

gefaßten Grundgedanken ist unanfechtbar. Was den zweiten betrifft, so hat un-
streitig Schiller Recht, wenn er den ästhetischen Genuß den einzigen nennt, der
weder mit Schmerzen erkaufte noch mit solchen gebüßt wird. Wäre also voll-
kommenes Glück auf Erden möglich, so würde es im ungestörten ästhetischen
Genuß einer vollkommenen Umgebung oder einer vollkommenen Innenvelt bestehen.
Und auch das ist richtig, daß nur der ästhetische Mensch der vollkommene Mensch
ist, und daß der Verstandesmensch, der Gesezmensch so wenig ein vollkommener
und harmonischer Mensch genannt werden kann wie der Tiermensch.

„Der Mensch kann sich selbst auf eine doppelte Weise entgegengesetzt sein;
entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen, oder
als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet
die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar
verspottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er
häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu sein. Der gebildete Mensch
macht die Natur zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre
Willkür zügelt.“ Sehr richtig schildert er, wie fortschreitende Zivilisation die
Einheit des Menschenwesens zerreißt. Wie weit haben seitdem Arbeitsteilung
und Spezialisierung die Zerreißung getrieben! Was aber die Erziehung des
Menschengeschlechts betrifft, so hat die heutige Ethnologie bestätigt, was Schiller
in seinen Abhandlungen beweist und im Eleusischen Fest, vollständiger in dem
großen Lehrgeheimnis „Die Künstler“ poetisch darstellt, daß es der Sinn für Schmuck
ist, der den Wilden über das einfache tierische Bedürfnis erhebt, ihn zum Menschen
macht und ihn lehrt, die Bahn zur Kultur einzuschlagen. Auge und Ohr sind
es, die beiden geistigen Sinne, die das Wohlgefallen am Schmuck und an der
Musik vermitteln, an zwei Erscheinungen, die nur als Schein gefallen, nicht als
Mittel zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse. „Die Natur selbst ist es, die
den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei
Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntnis des Wirklichen
führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweg-
gewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den
tierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge sehen, ist
von dem verschieden, was wir empfinden; denn der Verstand springt über das
Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts [des Taktgefühls]
ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohres ist
eine Form, die wir erzeugen. So lange der Mensch noch ein Wilder ist, ge-
nießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in
dieser Periode bloß dienen [zur Auffindung der Nahrung, Meidung von Ge-
fahren usw.]. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen, oder dieses gewährt
ihm keine Befriedigung. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genießen, und
das Sehen für ihn einen selbständigen Wert erlangt, so ist er auch schon
ästhetisch frei, und der Spieltrieb hat sich entfaltet.“ Nur im Spiel nämlich ist
der Mensch völlig frei, und nur die Freiheit beglückt ihn, aber auch sie nur
vollendet sein Menschentum. Und des Menschen würdig ist nur eine Art des
Spiels: die des Spiels mit dem schönen Schein; der Mensch soll nur mit der
Schönheit spielen, und er soll mit der Schönheit nur spielen.

Nicht anders als das ganze Menschengeschlecht muß jeder Einzelne, auch jeder einzelne Angehörige eines Kulturvolks, zum Vollmenschentum erzogen werden. Der Formsinn muß geweckt werden und muß den Sacksinn, die tierische Begierde allmählich überwinden. Jede Erkenntnis gibt dem wahrgenommenen Stoff Form und Gestalt, und wo das Wohlgefallen an Formen und Gestalten nicht erwacht ist, das Wohlgefallen an der Schönheit eines ursächlichen Zusammenhangs, an der Schönheit einer gewisse Raumbeziehungen zusammenfassenden algebraischen Formel, da strebt der Mensch nicht nach Erkenntnis; da treibt es ihn auch nicht, die Materie mit den Händen zu gestalten, Kunstwerke zu schaffen. Und wo nicht der ästhetische Widerwille gegen Schmutz, Unordnung, verzerrte Gesichter, Schmerzgeheul, Wunden, zerfleischte Leiber lebendig und stark ist, da wird kein Drako gesetzliches Verhalten und eine diesem entsprechende Gesinnung, Moralität, erzwingen.

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Es noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.

Daß die Ästhetik für sich allein nicht hinreicht, das Gute allgemein durchzusetzen, hat Schiller genau gewußt. Er erkennt nicht die Notwendigkeit des Naturstaats und des Vernunftstaats, die dem ästhetischen vorhergehen müssen. Ja er will nicht einmal, daß der Vernunftstaat den Naturstaat oder Zwangsstaat gänzlich aufhebe. Tut sie das, „so wagt sie den physischen und den wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenngleich moralisch notwendiges) Ideal von Gesellschaft.“ In Beziehung auf den wahrhaft der Würde des Menschen angemessenen, den ästhetischen Staat aber fragt er im letzten der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen: „Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele; der Tat nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuerwerfen, um Armut zu zeigen.“ Auch liegt es ihm fern, die Strenge der kantischen Moral abschwächen zu wollen. Motiv des Handelns darf auch nach ihm nicht die Lust, sondern muß die Pflicht sein, wenn eine Handlung moralisch sein soll. Aber er verwirft die Forderung Kants, daß die Lust gar keinen Anteil am moralischen Handeln haben dürfe. „So gewiß ich überzeugt bin, daß der Anteil

der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Anteil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anderes als »eine Neigung zu der Pflicht«. Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht im objektiven Sinne einander entgegenstehn, so ist dies doch im subjektiven Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Erst dann, wenn sie aus seiner gesamten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, ist seine sittliche Denkart geborgen; denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzusetzen haben. Der bloß niedergeworfne Feind kann wieder aufstehn, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden. In der kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finstern und mönchischen Asketik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geiste unter allen gerade die empörendste sein muß, so hat er, deucht mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien einen starken (obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben.“ Seine irreführende Darstellung sei aus der Entrüstung über den groben Materialismus entsprungen, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt habe. „Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurechtzuweisen. . . . Er war der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich schien. . . . Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? . . . Mußte schon durch die imperative Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden, und das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit sein? . . . Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vorteilhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröten sich gestehn darf. . . . Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwert verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre [wo ihm das Gute zuwider ist] nicht wohl in seiner eignen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumphe hergeben, der über sie selbst gefeiert wird?“

Sogenannte Ästheten, die ihre Lebensaufgabe in einem Sinnengenuss sehen, den sie durch den Genuß des Schönen erhöhen, und denen das Schöne zu nichts anderm dient als zur Erhöhung des Sinnengenusses und zur Vorbereitung auf ihn, haben kein Recht, sich auf Schiller zu berufen. Die Lust, die er Kant

gegenüber verteidigt, ist nicht Sinnenlust, sondern eine Lust am Guten, an der die veredelte Sinnlichkeit teilnimmt, anstatt ihr zu widerstreben. Vom Sinnen-
genuß zu befreien, ist nach ihm der Zweck der ästhetischen Freude am schönen
Schein:

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Nähet schleunig der Begierde Flucht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.

Schiller war, wie sein Leben beweist, ein heroischer Charakter, ein Held und ein Märtyrer, der sich im Dienst seiner Ideale aufgerieben hat, und was Uebelvollende seine Rhetorik nennen, das war, wie Fischer richtig bemerkt, nur der sprachliche Ausdruck seiner heroischen Gesinnung und der aus dieser quellenden echten Begeisterung. Im „Riesenkampf der Pflicht“ hat er sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden dem Menschen nur die bange Wahl bleibt. Neben das Schöne hat er das Erhabne, neben die Anmut die Würde als seine Gottheiten gestellt, und um die sittliche Würde nicht durch selbstsüchtige Motive zu verunreinigen — nichts entrißte ihn mehr, als wenn behauptet wurde, es gebe keine uneigennütige Liebe —, leugnete er zeitweise das persönliche Fortleben der Seele nach dem Tode. „Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Tierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben und dem Augenblick zu dienen. . . . Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich erntet, sind also Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingten Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseins und Wohlseins, bloß um des Daseins und Wohlseins willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer in das Absolute strebenden Tierheit kann aufgeworfen werden.“ Daß die Schönheit auch Verführerin zum Bösen werden könne, leugnet er durchaus nicht. Ausdrücklich hebt er hervor, daß das ästhetisch berechnete Wohlgefallen, das ein Verbrecher durch seine Kraft und durch die Zweckmäßigkeit seines verbrecherischen Planes erweckt, die sittliche Empfindung schwächen könne, und daß es viele gibt, „die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal

politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elend preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen.“ „Man sagt darum, heißt es eine Seite weiter, ganz richtig, daß die echte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde.“ Auch dem wissenschaftlichen Ernst könne die Schönheit — die Schönheit der Darstellung nämlich — leicht Abbruch tun. „Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind.“ Den Frauen, bei denen der ästhetische Sinn überwiegt und überwiegen soll, spricht er die Wissenschaft ab. „Das andre Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die Wahrheit teilen.“ Schiller ist also nichts weniger als ein Schöngeist und ein Beförderer schöngeistiger Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit.

Und mit dem Mißbrauch des Ästhetischen zur Befriedigung der niedern Triebe, mit dem Dienst des Gemeinen, zu dem sich manche Künstler und Dichter herabwürdigen, hat er keine Rücksicht. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie!“ ruft er den Künstlern zu. Er schont auch Wieland und Goethe nicht. Jenen spricht er zwar von dem Vorwurf persönlicher Lüsterheit frei, meint jedoch, er scheine „von dem ganz eignen Unglück verfolgt zu sein, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen notwendig gemacht werden. . . . Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — das ist es, was ich bezweifle, und worüber ich gern ein verständiges Urteil hören möchte.“ Und Goethe will er zwar seine Elegien verzeihen, die sich allenfalls ästhetisch rechtfertigen ließen, aber nicht den jämmerlichen Charakter Egmonts, der als leichtsinniger Lebemann und Mädchenverführer untergehe, während dem wirklichen Egmont die gewissenhafte Fürsorge für seine zahlreiche Familie den Untergang bereitet, die geschichtliche Wahrheit also noch dazu dem Dichter den würdigsten Gegenstand für eine wirkliche Tragödie dargeboten habe; eine solche sei Goethes Egmont nicht. Schillers hartes Urteil über Bürger ist bekannt. Er veröffentlichte es anonym und sagte darüber später: „Gute Freunde haben es sehr übel angenommen, was ein Rezensent in der Allgemeinen Landeszeitung vor etlichen Jahren in den Bürgerischen Gedichten getadelt hat, und der Ingrim, womit sie wider diesen Stachel löcken, scheint zu erkennen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigne zu verwechseln glauben. Aber darin irren sie sich sehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie gelten, das von der Natur reichlich ausgestattet war, aber versäumt hatte, durch eigne Kultur jenes seltne Geschenk auszubilden. Ein solches Individuum durfte und mußte man unter den höchsten

Maßstab der Kunst stellen, weil es Kraft in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu tun; aber es wäre lächerlich und grausam zugleich, auf ähnliche Art mit Leuten zu verfahren, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Produkt, das sie zu Markte bringen, ein vollgiltiges *testimonium paupertatis* aufweisen.“ Es sei die naive Poesie, die solche Wichte dazu verführe, sich für Dichter zu halten. „Die sentimentalische Poesie, wie wohl von einer andern Seite gefährlich genug, hält wenigstens dieses Volk in Entfernung, weil es nicht jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv sein zu wollen — er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen.“

Schiller hat durch seine Tragödien veredelnd auf sein Volk einwirken wollen und hat diesen Zweck erreicht, aber nicht durch das Theater, sondern durch die Schule und die Lektüre außerhalb der Schule. Freilich hat er einmal „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet,“ aber schon zwei Jahre vorher darüber geklagt, daß sie es nicht sei. „Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Fehltritt mit Gifte büßet?“ Und wenn noch die Mehrzahl der Stücke, oder auch nur eine beträchtliche Minderzahl, auf der Höhe von Lessings Dramen stünde! Und gar das Theaterpublikum! Und die Schauspieler! „Solange die Schlachtopfer der Wollust von den Töchtern der Wollust gespielt werden, . . . solange das Schauspiel für die Toilette und die Schenke arbeitet, so lange mögen unsre Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu sein. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden.“

Die Überschätzung des Theaters im Weimariſchen Kreiſe (von der übrigens Goethe, wie man aus Meisters Wanderjahren sieht, im höhern Alter zurückgekommen ist) haben wir bei einer frühern Gelegenheit daraus erklärt, daß dieser Kreis zu ausschließlich von literarischen Interessen bewegt wurde, und daß sich ihm, in seiner unpolitischen und religionslosen halbkreisförmigen Atmosphäre, die wirklichen Lebensmächte einige Jahre lang nicht bemerkbar machten. Über den Wert dieser Lebensmächte: Staat, politische Partei, Militär, Schule, Presse, Religion, Kirche soll hier nicht geurteilt, sondern es soll nur die Tatsache festgestellt werden, daß der Massenhaftigkeit und Allgemeinheit ihrer Einwirkung gegenüber der sporadische Theaterbesuch eines kleinen Bruchteils der Bevölkerung nicht ins Gewicht fällt, und daß die Habitués der Großstädte nicht zu den Krastelementen des Volkskörpers gehören. Namentlich der vollständige Schwund der Religion in den gebildeten Kreisen des damaligen Deutschlands legte den Ersatz der Kirche durch das Theater nahe — für die Masse, die Honoratioren fanden ihn in der Freimaurerloge — denn das Bedürfnis einer Erbauung besteht nun einmal.

Schiller hat es auch wirklich befriedigt — nicht im Theater freilich, wie oben bemerkt wurde; denn da genießen ihn nur wenige und in homöopathischen

Dosen —, und es ist nun merkwürdig, zu sehen, wie nahe die Erbauung durch Schiller der durch die christliche Religion kommt. Seine Liebestheosophie ist die des Neuen Testaments und des Dichters der Scholastik: *L'Amor che muove il sole e l'altre stelle*, schließt die göttliche Komödie.

Neht die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäh't;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät,

das ist die Psychologie von Römer 8, 15 bis 17; Galater 4, 1 bis 7; 1. Johannes 4, 16 bis 5, 3. Und wenn es irgendwo und irgendwann einmal ästhetische Volkserziehung gegeben hat, so ist es die durch das Christentum gewesen. Jesus ist die edelste Gestalt der Weltgeschichte. Seine Lehrvorträge, seine Gleichnisse, seine Sprüche, einzelne Kapitel der Paulinischen Briefe wie das 13. und das 15. des 1. Korintherbriefes, einzelne Erzählungen wie die Geschichten von Jesu und seines Vorläufers Geburt, von den Reisen Pauli, die Leidensgeschichte sind reinste Poesie. Der christliche Heilighimmel kann es mit dem griechischen Olymp wohl aufnehmen, dessen Untergang Schiller im schwächsten Augenblicke seines Lebens so bitterlich beklagt hat. Die Kirche ist die Schöpferin einer neuen Kunst, die sich vor der Antike nicht zu schämen braucht. Nur in der Plastik bleibt sie hinter dieser zurück, aus Gründen, die wir hier nicht erörtern können; in der Architektur und in der Malerei hat sie sich reicher entfaltet und Höheres geleistet; von der Musik der Alten wissen wir zu wenig, daß wir sie beurteilen könnten, aber wir dürfen sie uns armselig vorstellen, verglichen mit den Kompositionen von Palestrina, Bach, Haydn, Mozart und Beethoven und mit der heutigen reichen Instrumentation. Die Königin der Instrumente, die Orgel, ist ausschließliches Eigentum des christlichen Kultus. Was aber die Dichtkunst anbelangt — wäre ein Schiller möglich gewesen ohne die philosophischen und ästhetischen Anregungen, die vom Christentum ausgehen, ohne den unbewußt eingesognen reinen und erhabenen Geist des Christentums und sogar ohne einzelne bestimmte historische Verkörperungen, die Schiller gar wohl zu schätzen und zu verwenden verstanden hat? Es gehört zu den schönsten Triumphen des Christentums, daß in einer Zeit, wo es kraftlos geworden war und dem Absterben nahe zu sein schien, wo es namentlich keinen ästhetischen Eindruck mehr machte, ein von ihm nur aus der Ferne beeinflusster reiner und edler Geist aus sich selbst eine Philosophie erzeugte und in der gewinnenden, eindringlichen Form poetischer Meisterwerke lehrte, die den wesentlichen Gehalt des Christentums wiedergab. Freilich bleibt zwischen beiden ein Unterschied, der sich hier und da als ein Mangel bemerkbar macht. Namentlich in dem wunderbarsten der philosophischen Lehrgedichte. Wer würde an ihm nicht immer aufs neue bewundern: die Großartigkeit der Komposition, den tiefen und reichen philosophischen Inhalt, die meisterhafte Durchführung jedes einzelnen Gedankens und die meisterhafte Ausmalung jedes einzelnen Bildes! Aber der ursprüngliche Titel: Das Reich der Schatten, erinnert uns daran, daß „die Gestalt,“

das Ideal, das dem Leben entgegengestellt wird, und zu dem flüchtend wir Erquickung, Befreiung, Seligkeit finden sollen, doch eben nur ein Schatten ist, ein wesenloser Schein. Kann dessen Beschauung beglücken? Freilich soll es nicht beim müßigen Schauen bleiben; vom Schauen begeistert, soll, das Tote bildend zu befeelen, tatenvoll der Genius entbrennen. Aber das von Natur beseelte Gebilde, der Mensch einschließlich des Künstlers, bleibt hienieden unvollkommen und trotz allem rastlosen Schaffen unbefriedigt, und der zum Olymp emporsteigende Herakles überzeugt uns nicht; der ist doch selbst bloß ein poetisches Bild, eine schattenhafte Gestalt. Gewiß ist es unmoralisch, das Gute um des Lohnes, und nur um des Lohnes willen, sei es auch ein ewiger, zu tun, und muß darum die Rücksicht auf das Jenseits von der höchsten Moral (wie oft jedoch sind wir schon froh, eine ziemlich niedrige anzutreffen) ausgeschlossen werden. Aber unsre Vernunft gibt sich nicht damit zufrieden, daß das Ideal ewig nur ein wesenloser Schein bleiben oder es höchstens in toter Farbe und in Marmor zu einem einigermaßen wesenhaften Dasein bringen soll. Sie fordert, daß es sich dereinst im lebendigen Material verwirkliche, im Menschen, was hienieden nicht möglich ist. Und dort erst kann auch der Spieltrieb seine volle Befriedigung finden, auf eine Weise, von der wir keine Vorstellung haben, die aber der christliche Glaube als ewige Anschauung der höchsten Vollkommenheit, also, wiederum Schillers Philosophie bestätigend, als Befriedigung des ästhetischen Triebes bezeichnet, der damit für den höchsten erklärt wird. Als ein Spiel stellt, ganz im Sinne Schillers, eins der schönsten und merkwürdigsten Kapitel der Bibel, das Leben des vollkommensten und darum freiesten Wesens dar, der göttlichen Weisheit, mit der niemand anders gemeint ist als Gott selbst. „Als er die Himmel bereitete, nach genauem Gesetz einen Kreis zog um die Tiefen, als er dem Meer seine Grenze setzte, den Wassern ein Gesetz gab, ihre Grenzen nicht zu überschreiten, da er die Gründe der Erde legte: da war ich bei ihm als Ordnerin, und spielte vor ihm allezeit, und spielte auf dem Erdkreis, und meine Lust ist, bei den Menschenkindern zu sein.“ Nur dann kann uns der schöne Schein befriedigen, wenn er uns als das Abbild der höchsten Realität und als die Verheißung ihres dereinstigen Besitzes gilt.



Universitätsfragen in Rußland

(Schluß)



inen andern Mangel der heutigen russischen Universität muß man in der wirklichen Zusammensetzung des Lehrkörpers, in seiner Ergänzung und in der materiell nicht gesicherten Lage der Professoren suchen. Man sollte meinen, daß jede Universität das ernsteste Interesse habe, hervorragende Lehrer heranzuziehen, weil man durch solche nur freiwillige Hörer an den Lehrstuhl fesselt — unfreie kann man freilich zwingen, zu hören, wen man will. In Rußland ist